Zeitschrift: Prisma : illustrierte Monatsschrift für Natur, Forschung und Technik
Band: 4 (1949)
Heft: 11

Artikel: Paradiesvögel
Autor: Bölsche, Wilhelm
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-654487

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Paradiesvögel

Der Vogel, der die märchenhafte Goldwelle hinter sich herschleift

Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts berichtet der alte Konrad Gesner, der Vater aller neueren Tierkunde, vom „Paradiesvogel".

Mit allerlei Köstlichkeiten war von den Sundainseln auch ab und zu ein Balg von ihm herübergekommen. Wo er eigentlich zu Hause war, konnte man nicht wissen, denn die ganze Wunderwelt von Neu-Guinea, das wahre Paradies dieser Paradiesier, lag der Geographie von damals

Der in Stahlblau und Gold, Bronzegrün und Kupfer schillernde Kragenparadiesvogel

ja noch im Nebel. Aber ein verstümmelter malayischer Name, der später gerade auf unsern Königsparadiesvogel bezogen wurde, ist schon bis zu dem berühmten Arzt von Pavia, Cardano, gedrungen: Manucodiata (aus Manukdewata), das „Vögelein Gottes". Ohne Füße werden sie geboren, diese Vögelein Gottes, wie er meint. Nie berühren sie im Leben die profane Erde. Des Männleins Rücken bildet einen hohlen Winkel und das Weiblein hat einen vertieften Bauch. Indem die Eltern sich nun eng aneinander schmiegen, bilden sie so zwischen sich ein natürliches warmes Nest, in dem die Eier ausgebrütet werden, während das Elternpaar in den Himmeln schwebt. Und damit das treue Paar sich nicht zufällig löse, wickelt das Männlein seine beiden langen dünnen Schweiffedern die Zeit über fest wie einen „Schuhmacherdraht" um den Leib der brütenden Mutter.

Die Historie ist so sinnreich erfunden, daß man sich fast wundert, daß sie nicht wahr ist. Denn die Natur ist ja unerschöpflich in ähnlich verwickelten Methoden bei erschwerter Brutpflege. Lieblich erfunden ist auch die kleine Wilden-Geschichte, die Gesner beifügt: vom Vöglein Gottes als Bekehrer zum Unsterblichkeitsglauben. „Die Könige Marmin in den Inseln Molukkis", erzählt sein deutscher Bearbeiter Rudolf Heußlein, (denn Gesner selbst hatte lateinisch geschrieben, ein Latein, dessen Konstruktionen der gute Verdeutscher allerdings oft wahrhaft köstlich radebrecht), „haben vor wenig jahren die Seelen untödtlich seyn angefangen zu glauben und das auß keinem andern grund, dann daz sie etwan ein sehr schönes vögelein, so nimmer weder auff die Erden, noch ander ding sitze, vermerckt haben, sondern daz es zu zeiten auß der hohen Luft auff das erdtreich also todt hinabfalle. Und als die Machumeten, so dann umb Kauffmanschatz willen zu ihnen kommen, diesen Vogel im Paradiß, welches dann das ort der abgestorbenen seelen were, geboren seyn bezeugten, da haben die Könige die Machumetische Sekt angenommen, darumb daß dieselbge von diesem Paradiß viel grosses verhiesse und zusagte."

Dreihundert Jahre später folgt dem eine Stunde schillerndster Naturforsch-Romantik. Es ist im März 1857, auf einer der kleinen Aru-Inseln dicht bei Neu-Guinea. Ein englischer Sammler und höchst feinsinniger Forscher, Herr Alfred Russel Wallace, hat sich hier einquartiert, um Vögel zu schießen und Schmetterlinge und Käfer zu fangen. Die Aru-Inseln waren damals für einen Zoologen jungfräuliches Gebiet. Wallace schickt seine Burschen auf die Jagd und einer bringt einen bunten Vogel heim. Es ist der erste Königsparadiesvogel, den ein Naturforscher an Ort und Stelle frisch vom Schuß erhält.

Er schwebte allerdings nicht im Sinne Goethes ewig durch den Äther, dieser Inbegriff der Schönheit. Wallace sah diesmal sehr genau die blauen Füße, die an früher bekannten Bälgen stets erst nachträglich von den Eingeborenen abgeschnitten worden waren. Aber der unmittelbare Reiz des Schönen blieb. „Ich dachte an die lang vergangenen Zeiten, während denen die aufeinander folgenden Generationen dieses kleinen Geschöpfes ihre Entwicklung durchliefen, Jahr auf Jahr zur Welt gebracht wurden, lebten und starben und alles in diesen dunklen, düsteren Wäldern, ohne daß ein intelligentes Auge ihre Lieblichkeit erspähte, eine üppige Verschwendung von Schönheit."

Ich erzähle diese Entdeckungsgeschichte so genau, weil sie einen Maßstab dafür gibt, wie dieser Vogel immer wieder gewirkt hat. Der rohe Eingeborene, der geschäftskühle überseeische Händler, der hausbackene Gelehrte des sechzehnten Jahrhunderts in seiner Apothekerstube daheim und dann wieder der vornehme, hochgebildete Philosoph

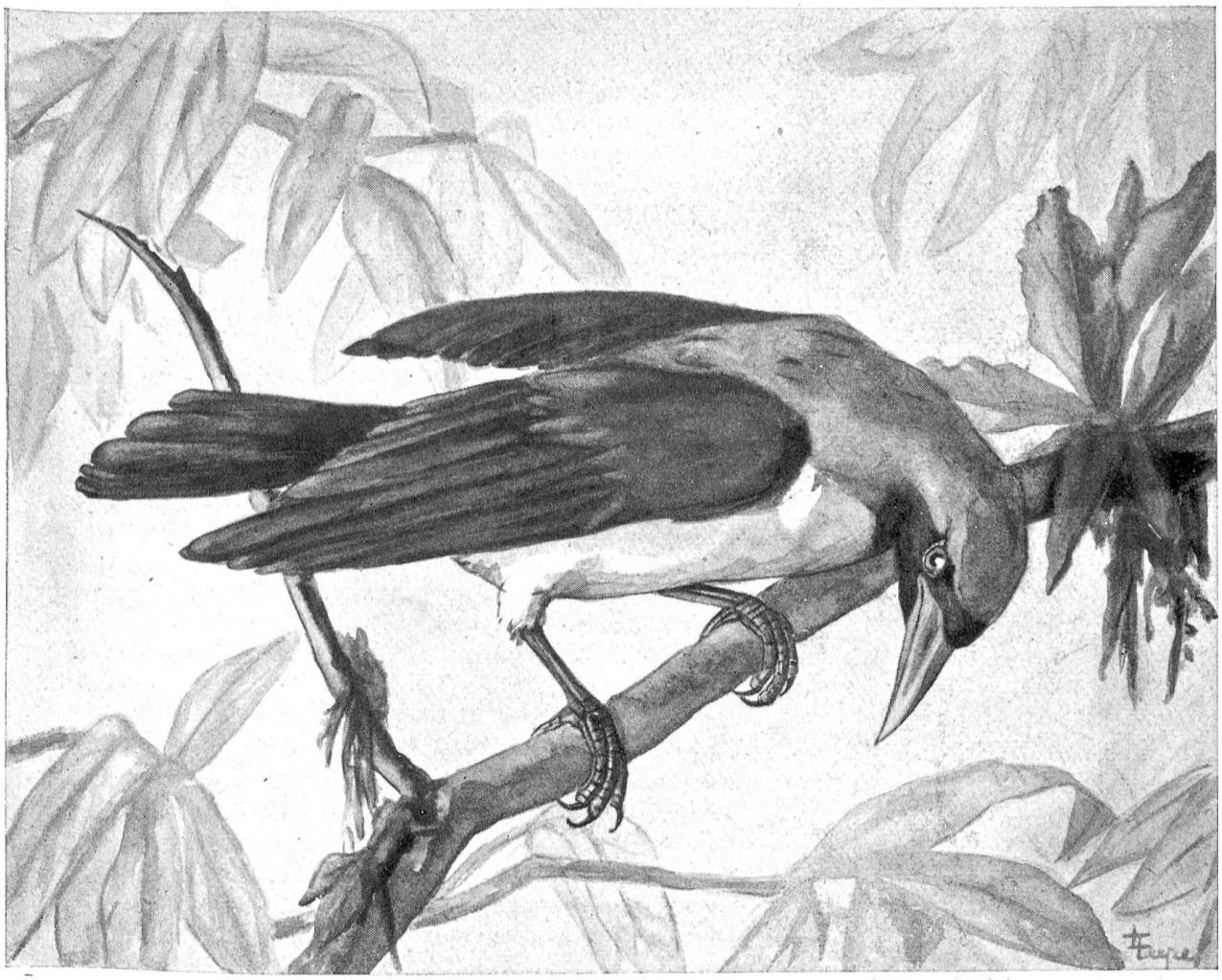
und Naturforscher des neunzehnten Jahrhunderts: sie alle lassen im Anblick dieses Vogels die Tagesarbeit einen Augenblick sinken und sinnen, dichten Märchen; Worte wie Gott, König, Paradies, Inbegriff der Schönheit, werden beschworen, um ihm einen Namen zu geben.

Wenn von der „Schönheit" des Paradiesvogels die Rede war, sei es bei dem großen goldenen oder bei dem kleinen rot-grün-weißen oder bei dem herrlichen blauen: immer sind wir „Partei" gewesen. Alle diese wunderbaren Paradiesier sind erwachsene, voll entwickelte Paradiesvogelmännchen. Die Weibchen aber sind schlicht, so daß man sich fragt, was diese armseligen Vögel hier sollen. Denn der Kontrast ist so grell, daß selbst gewisse ganz hübsche, sanfte Farben neben der Farbenorgie der Männchen notwendig armselig erscheinen müssen.

Da ist die ausgewachsene Frau jenes großen Paradiesiers, der die märchenhafte Goldwelle hinter sich herschleift: diese Frau ist oben braun wie Kaffee, an der Kehle, wo der Gemahl eine Agraffe von Smaragden trägt, von einem trivialen Rauchviolett, am Bauche fahlgelblich; die ganze Welle angehängter Schmuckfedern fehlt vollkommen. Wenn man diesen weiblichen Vogel anschaut, so begreift man erst, daß die Paradiesier im System eng an die Krähen und an die Stare angeschlossen werden. Dieses Weib ist in der Tat kein Göttervogel, sondern ein einfacher Starmatz aus Neu-Guinea.

Kein geringerer als Darwin hat hierzu den Gedanken gehabt: gerade diese Tatsache, daß *nur das Männchen* des Paradiesvogels schön gefärbt ist, gibt uns einen unmittelbaren Fingerzeig dafür, wie die Federpracht dieser Vögel überhaupt ihr eigenes Werk sein könnte. Und zwar ein Werk der *Liebe!*

Folgendes ist im Kern die Darwinsche Schlußfolge. Darwin hat sie allgemeiner ausgeführt für viele Vögel und noch andere Tiere. Ich dränge sie mit eigener Wegführung zusammen in ihren Kerngedanken auf unser Beispiel von den Paradiesvögeln, das zugestandenermaßen das lehrreichste und durchsichtigste aller bekannten ist.



Das Weibchen des Paradiesvogels ist nur schlicht gefärbt

Rechts oben der rote Königsparadiesvogel und der Fadenhopf, links unten der Blutparadiesvogel

Es war in früheren Zeiten. Wie weit zurück, das ist einerlei, bloß nicht allzu weit. Schon hatten sich Vögel auf dem Wege über den uralten Reptilvogel Archäopteryx aus saurierhaften Wesen entwickelt. Und diese Vögel hatten sich zerspalten in eine Unmasse von Gruppen in Wald und Steppe, Gebirge und Wasser. Die Gruppen größerer Art wieder in kleinere und die kleinsten zuletzt in einzelne Arten. Und da gab es dann auch die enge Sippe, die uns heute als die der Paradiesvögel entgegentritt. Die Paradiesvögel tauchten eines Tages an der Grenze des australischen Gebietes, vor allem in

Neu-Guinea, auf. Aber sie tauchten nicht als das auf, was sie heute sind, wenn wir ins Museum treten und sie bewundern. Die Männlein wie Weiblein bei ihnen hatten *einerlei* Gestalt und Farbe. Und unscheinbar war diese Farbe; es war die grau in grau oder braun in braun gemalte Federfarbe ungefähr der heutigen *Weibchen*.

Noch gibt es einen Hinweis, daß auch bei den herrlichsten Arten der männliche Paradiesvogel ebenfalls voreinst die schlichte Kutte seiner besseren Hälfte trug statt des Juwelenmantels, in dem er jetzt seine Paradiesiernatur zur Schau zu stellen weiß. Der *junge* Paradiesmann gleicht nämlich zunächst vollkommen dem Weibe, keine Goldwelle geht von ihm aus, kein grünes Kehlband trennt die weiße Seidenweste vom granatroten Rock, auch er als junger Fant ist Kaffee in Kaffee, unscheinbar wie ein Kuttenmönch.

Wenn aber im Jugendkleide Mann und Weib eines solchen Paradiesvogels heute gleich ausschauen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß dieses Jugendkleid in Wahrheit das Ahnenkleid ist. Einst sah wohl das ganze Volk dieser Vögel wirklich zeit seines Lebens so schlicht und ärmlich aus. Das Weib muß dann das dauernd konservative Element gewesen sein. Es blieb bis heute so. Der Mann aber hat eines Tages das Ahnenkleid wenigstens mit dem mannbaren Alter abgeworfen und ersetzt durch ein strahlendes Prachtgewand ganz neuer Art. Wie kam das? Das ist die Frage.

Neu-Guinea ist für Vögel zweifellos eine Art Paradies. Ein ungeheures Land, diese Insel, ein kleiner Weltteil fast für sich. Was könnten diese tiefen Dickichte nicht alles an bösen Räubern nähren ihrem Raum nach, Katzen und Marder, Affen und Halbaffen, große und kleine Eichhörner und so weiter und so weiter, was bei Tag und Nacht die arme gefiederte Welt bedrohte! Fast nichts derart aber ist der Fall. Mit Neu-Guinea beginnt schon das Wundergebiet Australien. Mindestens alle jene genannten Räuber gehören höheren Säugetiergruppen an. In Australien gab es bis zur Ankunft des Menschen keine solchen höheren Säuger. Speziell in Neu-Guinea fehlen aber sogar alle die größeren fleischfressenden Beutel-

Links oben Strahlenparadiesvogel und Wimpelträger, rechts unten der Göttervogel

tiere des australischen Kontinents. Wohl klettert, seltsam genug, ein großes Känguruh der Insel in die Baumäste hinauf. Aber dieses Baumkänguruh ist Vegetarier gleich seinen hüpfenden Verwandten in der Grasebene. Die großen Landschnabeltiere Neu-Guineas schlecken Ameisen und haben nicht einmal einen Zahn im schnabelartigen Munde, um auch nur den schwächsten Vogel fassen zu können. Höchstens daß der eine oder andere kleine Kletterbeutler sonst gelegentlich einmal als Nesträuber ein klein wenig das Paradies stört. Eine Lust ist es hier, Vogel zu sein. Und wie entlastet erscheint denn auch alles vom groben Daseinskampf. Der Unschuldsvogel der Legende, die Taube, sicherlich der schutzlosesten Vögel einer, wird kühn und üppig, mehrt sich ins Ungemessene und spaltet sich in mehr Arten als sonst auf einem zweiten Fleck der Erde, dabei in jene Prachttauben, die mit den Papageien an Farbenglanz wetteifern.

Das jetzt ist auch der Ort, wo der Paradiesvogel seinen entscheidenden Schritt tat: von der mühsamen Behauptung im nackten Daseinskampf zur „Kunst".

Bei unseren lieben Paradiesiern herrschen im wesentlichen Verhältnisse wie bei der Mehrzahl der übrigen Vögel. Es gab im allgemeinen stets mehr Männlein als Weiblein. Die Folge aber davon pflegte und pflegt bei diesen Vögeln eine doppelte zu sein. Einerseits ist jeder Mann froh, wenn er überhaupt eine Frau gewonnen hat, und wacht eifersüchtig über seine Ehe, so daß sich bei diesen befiederten Liebesleuten tatsächlich in größter Zahl schon ganz ehrbare monogamische Ehen auf Lebenszeiten finden. Anderseits aber fühlt sich das noch unvermählte Mägdelein durchweg in der guten Lage, unter einem ganzen Heer liebenswürdiger Bewerber den aussuchen zu können, der ihr *individuell* am liebsten scheint, das heißt: der ein Entgegenkommen bei ihr auf Grund gewisser Veranlagungen ihres Gehirns am stärksten herauszulocken vermag. In der possierlichsten Weise beobachtet man, wie die eifrigen Werber sich der Vielumworbenen vorstellen, ihre Reize vor ihr entfalten und irgendwie als der Begehrenswerteste so zu erweisen streben, unter Anwendung von allen möglichen, sei es durch die eigene Erregung, sei es durch den Anblick des Weibchens ausgelösten instinktiven Tricks. Was für Gründe aber, fragen wir, dürften dabei nun ihre, der Umworbenen, individualisierende Wahl in diesem Falle bestimmen?

Im allgemeinen Getriebe der Weltdinge, die ja auch für ein Vogelhirnchen ihren Zwang unmöglich verleugnen können, würde man das spröde Mägdelein wohl zunächst den kräftigsten Bewerber auswählen lassen. Ihr erster und primitivster Geschmack würde einfach der Geschmack etwa unserer Ritterzeit sein.

In der Tat führen verliebte, werbende

Tiermännchen in solchen Fällen vielfältig die erbittertsten Turniere vor den Augen ihrer gemeinsamen Herzenskönigin auf, und die gute Unschuld wartet hübsch, bis *einer* alle heimgeschickt hat, und dann sagt sie ja. Das Gottesurteil hat entschieden, daß dieser der Stärkste sei. Aber wer will leugnen, daß dieses Kampfmotiv etwas Rohes hat. Die Vöglein im Baum sind zum großen Teil von Natur keine Kämpfer. Sollte es nicht noch andere Proben geben, die das Herz der Spröden öffnen, und zwar weniger gewaltsam? Eines Tages vollzog sich beim Vogel ein Umschwung. Statt eines wilden Bewerbervolkes, das sich mit den Schnäbeln hackte, bis die Federn stoben und Blut floß, sah die minnigliche Maid auf einmal rings um sich einen Chor von Liebenden, die hübsche rhythmische Laute hervorbrachten, sangen. Und der beste Sänger ersang sich die Braut. Anderswo, bei anderen Vögeln, hatte der ästhetische Feinsinn sich konzentriert, nicht so sehr auf das Ohr, als auf das *Auge*. Und da, jetzt taucht für die Paradiesweibchen der Punkt auf, wo sich bei ihnen die *Liebeswahl verknotete mit ihrem Schönheitssinn*. Da saß das Paradiesierweiblein. Zwölf Paradiesiermännlein saßen um es her und bemühten sich um seine Gunst. In einem solchen Vogelhirnchen vollziehen sich keine verwickelten Denkprozesse. Was kommt, kommt ziemlich automatisch. Das Paradiesweiblein findet dank seinem angeborenen Schönheitssinn eine knallrote Beere hübscher als eine kaffeebraune. Ein einziges Männlein hat auf dem Kopfe zwischen den braunen Federn eine etwas lebhafter gefärbte: nicht mehr so ganz kaffeebraun, sondern etwas mehr schon rotbraun. Mindestens im Durchschnitt der Fälle ziehen die Paradiesier mit etwas mehr roten Federn am Kopfe immer wieder das Los der Mischliebe statt bloßer Distanzschwärmerei und bringen es im Gegensatz zu allen anderen zur Gründung einer Familie mit entsprechender Dauerliebe.

Nun fangen wieder gewisse dunkle Vererbungsgesetze an, mitzuarbeiten. Nach soundso viel Zeit gibt es überhaupt nur noch Paradiesvogelmännchen mit roten Köpfen. Jetzt kommt aber ein neuer Fall: hier ist eine „Mißgeburt" von Mann, der hat zwischen dem korallenroten Kopfe und dem seidenweißen Bauche eine grüne Feder durch, sagen wir wieder, irgendeine chemische Zufälligkeit bei der Bildung seiner Halsfedern. Dem Weibchen erscheint das aber gar nicht als „Mißgeburt". Grün zwischen Rot und Weiß, das ist entschieden hübsch! Es ist ja Farbensinn da, und der muß in festem psychologischen Zwang das sehen. Eine Weile: und alle Männchen haben zwischen dem roten Kopf und weißen Bauch gewohnheitsmäßig eine smaragdgrüne Binde.

Wozu noch mehr ausmalen? Der männliche Königsparadiesvogel entsteht vor dir, ein Ergebnis des Farbensinnes seiner wählenden Weibchen, herausgezüchtet aus einem „Spatz".

August Weismann, der zu den ehrwürdigen Altersgestalten des Entwicklungsgedanken gehört, hat den ganzen Ideengang der „geschlechtlichen Zuchtwahl" in der glänzendsten und überzeugendsten Form sozusagen klassisch festgelegt und durch zahlreiche Beispiele neu illustriert. Auf der anderen Seite ist aber gegen die Wirklichkeit gerade dieser Sache im Tierreich

Die Paradies-Elster

unterhalb des Menschen auch heftige Fehde angesagt worden. Der eine hat bei den Schmetterlingen noch nicht daran glauben wollen. Der andere hat sie bei den Vögeln noch für einen bloß konstruierten Roman erklärt. Daraus haben dann der dritte und vierte das Ganze als problematisch entnommen und in Bausch und Bogen verdammen zu müssen geglaubt.

Ich konstatiere das hier als gewissenhafter Chronist, um im übrigen einige wesentlich eigene und, wenn man es so nennen will, subjektive Gedanken daran anzuknüpfen. Ich gehöre dabei selbst nicht zu den sehr eiligen Leuten, die gar nicht rasch genug mit dem alten Darwin fertig werden können und allen biologischen Fortschritt immer wieder nur vom hastig überrumpelnden „Überwinden" hoffen. Wohl aber meine ich, daß Darwins Gedankengänge wie so viel anderes Gute ganz besonders die Möglichkeit einer fortschreitenden Vertiefung enthalten, und dazu läßt sich wohl auch hier noch mehreres andeuten. Über Andeuten kommen wir beim heutigen Stand dieser Dinge überhaupt nicht hinaus. In Darwins Idee muß man auch hier eine sozusagen „weltlogische" Seite unterscheiden und eine spezielle zoologische für den engeren Fall.

Durch die ganze Welt des Organischen kommt von *unten* an ein Prinzip herauf, das ich schon vor Jahren als das *rhythmische* Prinzip bezeichnet habe.

Denke an den Rhythmus in einem künstlerisch gegliederten, geordneten Musikstück. An den harmonischen Rhythmus einer Tanzbewegung. Rhythmus ist aber auch die Grundlage in jedem Ornament, jeder Arabeske. Rhythmus bestimmt den Zauber gewisser Farbenzusammenstellungen. Rhythmus beherrscht unsere Tempelsäulen wie unsere Verse, die formale Seite eines Gemäldes wie den technischen Bau einer Tragödie: er umspannt den ganzen ungeheuren Raum von einer Beethovenschen Symphonie bis zu den Schnitzereien einer Stuhllehne. Das Rhythmische hat, so unsagbar warm es in seiner Verfeinerung zu wirken weiß, doch stets im innersten Wesen absolut mathematischen Zug. Es ist der äußerste Gegensatz aller Willkür, aller zufälligen Zueinanderwirrung der Teile. Eine besondere einheitliche, innerliche Gesetzmäßigkeit bestimmt alle seine Bestandstücke, gibt ihnen ihren Platz, läßt sie etwas Besonderes werden durch die Ergänzung anderer. Die Wiederkehr gewisser Klänge, gewisser Formen oder Farben ist in ihm nicht mehr einfaches Nacheinander in der Zeit, sondern es ist eine im ganzen bedeutsame, rückbezügliche Wiederholung. Sein Wesen ist Harmonie, in der auch der Gegensatz, der Widerspruch, die Verwickelung, die momentane Disharmonie nur ein untergeordnetes Mittel zum Zweck sind, nicht aber die Selbstherrlichkeit des Zufalls besitzen.

Auf uns wirkt das Rhythmische angenehm, erhebend, beglückend, und zwar wirkt es unmittelbar durch seine Existenz so; es erregt keinen Wunsch nach irgendeiner anderen Seite, als bloß den, daß es sei. Der Rhythmus als solcher schafft nicht Hunger, nicht Begierde, nicht aufwühlende Regungen der Leidenschaft; er wirkt als reiner Selbstgenuß. Insofern steht er außerhalb des sonst allwaltenden eigentlichen Nützlichkeits-

Der Kragenhopf

Der blaue Rudolphs-Paradiesvogel hängt sich bei der Balz an den Füßen auf und zeigt so die ganze Pracht seines Gefieders

kampfes. Nur indirekt wird er allerdings auch dort zur Macht. Wenn nämlich für die gröbere Nützlichkeit im Bereich der elementaren Besitzleidenschaften des Lebens zwei gleich gute Möglichkeiten zur Wahl stehen, so kann das Plus an rhythmischer Wohlgefälligkeit auf der einen Seite auch hier die Wahl ausschlaggebend bestimmen. Du siehst auf den ersten Blick, daß es auch solche rhythmischen Reize sind, die für uns heute die Schönheit des männlichen Paradiesvogels ausmachen. Und daß, wenn unser Tiermärchen in Darwins Sinne richtig ist, die Paradiesvogelweibchen im Sinne solcher rhythmischen Wirkungen bei ihrer individuellen Liebeswahl gezüchtet haben

Wilhelm Bölsche

Der Text zu unseren Bildern ist mit Erlaubnis des Verlages Eugen Diederichs, Jena, dem berühmten Werk „Das Liebesleben in der Natur" entnommen, das in den Jahren 1898 bis 1902 erschienen ist. Mit ihm hat Wilhelm Bölsche eine neue Form dichterisch beschwingter Darstellung naturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse gefunden.